



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Frankreichs Kriegsbereitschaft.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Frankreichs Kriegsbereitschaft.



or kurzem stellte ein englischer Militär im Standard einen Vergleich zwischen der deutschen und der französischen Wehrkraft an, der für die erstere sehr günstig ausfiel. Drei Wochen würden, so lautete das Ergebnis desselben, nach Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Deutschland und Frankreich genügen, um zu zeigen, daß letzteres Deutschland in militärischer Beziehung nicht entfernt ebenbürtig sei, und es könne vielleicht einer deutschen Invasion guten Widerstand leisten, sei aber ganz außer stande, einen Rachekrieg mit Aussicht auf Erfolg zu unternehmen. Der Standard ist ein Toryblatt, die heutigen Tories sind Deutschland gewogen, und so wäre das Urteil, dessen Quintessenz in obigem mitgeteilt wurde, von zweifelhaftem Werte, wenn die neuesten Beobachtungen deutscher Offiziere, die mit aller Vorsicht, Gründlichkeit und Unparteilichkeit vorgenommen worden sind, es nicht im wesentlichen bestätigten. Auf solchen Beobachtungen beruht die uns in diesen Tagen zugegangne Schrift: Frankreichs Kriegsbereitschaft. Eine Studie über die Entwicklung des französischen Heeres seit 1871 und dessen heutigen Stand, illustriert durch Bilder aus den diesjährigen Herbstmanövern, von einem preussischen Offizier. Berlin, R. Wilhelm, 1883. (113 S.) Der Verfasser bekundet in seiner Arbeit allenthalben den durchgebildeten Fachmann, er urteilt vorurteilslos lediglich nach den That- sachen, die er kaltblütig an den Grundsätzen der Militärwissenschaft prüft, er geht endlich sehr auf die Details ein, und so können wir seine Schrift in ihren Endergebnissen als durchaus zuverlässig bezeichnen und bestens empfehlen. Bereitwillig erkennt er an, daß die Franzosen auf dem betreffenden Gebiete ebenso rüstig als opferwillig vorgegangen sind und teilweise dementsprechende Erfolge aufzuweisen haben, andrerseits aber gelangt er auch zu Resultaten, welche ge-

Grenzboten IV. 1883.

eignet sind, die von einem Teil unsrer Presse ausgesprochene übertriebene Wertschätzung der neuen französischen Armee auf das rechte Maß zurückzuführen und die mit ihr verknüpften Befürchtungen größtenteils zu zerstreuen.

Über die französische Infanterie spricht sich der Verfasser im allgemeinen befriedigt aus. Noch günstiger äußert er sich über die Artillerie. „Sie wird uns ein numerisch überlegener, mit sehr brauchbarem Material versehener, durchaus nicht zu unterschätzender Gegner sein. Freilich erhält das Gesamtbild der Waffe durch die Konstituierung von 51 Batterien aus Trainsoldaten und die Placirung von 50 Trainhauptleuten an die Spitze von Feldbatterien Schattenstriche, die vor Ablauf einiger Jahre sich nicht werden wegwischen lassen.“ (S. 95.) „Senen Batterien kann man die Qualifikation*) der Verwendbarkeit im Felde beim besten Willen nicht ausstellen. . . . Käme es heute zum Kriege, so müßte man die Trainmannschaften an die Kolonnen abgeben und die Batterien lediglich aus Reservisten zusammensetzen. . . . Die Zahl allein thut es nicht, und eine einfache administrative Maßregel verwandelt einen Trainsoldaten nicht in einen brauchbaren Feldartilleristen. Die im nächsten Jahre zu entlassende Klasse der Trainsoldaten kehrt heim, ohne die nötige Ausbildung erhalten zu haben. Und wie sieht es mit den Offizieren aus? Denke man sich einen im Artillerietrain ganz brauchbaren Kapitän an der Spitze einer Feldbatterie. Schickt man ihn auf die Schießschule in Bourges, so wird er doch nicht imstande sein, in den nächsten Jahren seine Batterie gewandt zu führen. Dazu gehört schneller Blick und Vertrautheit mit dem Gesechte der drei Waffen, und diese vermag nur lange Übung zu geben.“ (S. 84.) Die Kavallerie war immer das Schmerzenskind der französischen Armee. Außer der verhältnismäßig kleinen Zahl geeigneter Führer und der großen Ungleichmäßigkeit der Qualifikation derselben auf den verschiedenen hierarchischen Stufen findet unsre Schrift dafür zwei Gründe, die auch in den nächsten Jahren nicht verschwinden werden: „Geringe reiterliche Beanlagung**) der Franzosen und Mangel an Interesse für Pferde, dann zweitens die geringe Stärke des Reitschlags, die zu Ankäufen im Auslande um hohe Summen zwingt oder Pferde von schlechter Beschaffenheit zu acquiriren nötigt, die man alsdann solange ausnützt, als sie überhaupt gehen können. . . . Das Resultat ist, daß man in den französischen Regimentern schon im Frieden eine Anzahl von Pferden findet, die selbst den Friedensstrapazen nicht gewachsen sind.“ (S. 42 ff.) Das Gesamturteil des Verfassers über diese Waffe lautet (S. 75): „Arbeit und Fortschritte sind unleugbar, die Prinzipien der Dreitreffentaktik von der Führung anerkannt, aber nicht immer richtig angewendet. Der Offenheitsgeist bedarf bei der Führung noch der Pflege. Übung, Präzision und Schnelligkeit fehlen. Die Remontirung der Kavallerie und auch

*) Der Verfasser meint wohl das Zeugnis?

**) Reiterliche Beanlagung? Schön gesagt. Warum nicht Anlage zum Reiten?

der reitenden Artillerie läßt sehr viel zu wünschen übrig. General de Gallifet sagte zur Zeit der Konferenzen in Tours sehr richtig, daß er nicht zu hoffen wage, die deutsche Reiterei von der französischen übertroffen zu sehen. Ohne unbescheiden zu sein, dürfen wir es aussprechen, daß die französische Kavallerie die unsrige nicht allein nicht übertrifft, sondern bei weitem nicht erreicht.“

Die Kriegsformation der französischen Armee weist etwa 23 Armeekorps mit 620 000 Infanteristen, 42 500 Reitern, 79 600 Artilleristen, 6700 Mann Genie und 5800 Pontonnieren, im ganzen 754 100 Mann und 2622 Feldgeschütze auf. Das deutsche Heer dagegen zählt etwa 675 000 Mann mit 2040 Geschützen, also ungefähr 101 000 Mann und 582 Feldkanonen weniger als das französische. Prüfen wir aber die Zusammensetzung der französischen Feldtruppen, so ergibt sich, daß die in den Jahrgängen der Reserve vorhandene Zahl von Leuten der „ersten Portion“ bei der Infanterie nicht ausreicht, um die Gesamtsumme der nötigen Verstärkungsmannschaften zu liefern, sodaß man mindestens 100 000 Mann der zweiten Portion entnehmen muß, die nicht vollständig ausgebildet ist. Ferner übertrifft unsre Reiterei die französische in erster Linie erheblich an Schwadron- und Kopffzahl. Stellt man sämtliche Batterien sofort ins Feld, so bleiben als Ersatztruppen in Frankreich die Depotkompagnien der Infanterie, der Jäger und des Genies sowie 84 Doppelschwadronen, im ganzen etwa 96 000 Mann zurück. Unsre Ersatztruppen dagegen würden sich auf 246 000 Mann mit 444 Geschützen belaufen und 93 Schwadronen enthalten. Die französischen Besatzungs- und Feldreservetruppen würden sich bei einem Kriege ungefähr folgendermaßen zusammensetzen: 180 000 für den Feldgebrauch verwendbare Territoriale (Landwehr) mit 48 Schwadronen und 54 Feldbatterien und 420 000 weniger ausgebildete Mannschaften der Territorialarmee mit 100 Schwadronen und 90 Batterien zu Ausfällen, desgleichen 190 Kompagnien Linienartillerie mit 38 600 Mann, also im ganzen 638 600 Mann mit 684 Feldgeschützen und 148 Schwadronen. Sonach würde die Gesamtwehrkraft Frankreichs auf 1 487 300 Soldaten mit 3486 Feldgeschützen, diejenige Deutschlands nur auf 1 287 690 Streiter mit 2892 Kanonen anzuschlagen, die erstere also um 199 000 Mann und 594 Geschütze stärker sein. Nun ist aber die große Mehrzahl der deutschen Truppen vollkommen gleichmäßig ausgebildet, was von den französischen nicht gilt. Sodann ist mit der genannten Ziffer die Wehrkraft Deutschlands nicht erschöpft, da noch tausende von ausgebildeten Leuten in uniformierte Truppenteile gesteckt werden können, wogegen Frankreich nichts dergleichen zu leisten vermag. Ferner ist das deutsche Offizierkorps dem französischen bei weitem überlegen, desgleichen ist, wie wir sahen, unsre Kavallerie viel besser als die der Franzosen.

Wollten wir aber hier auch gleiche Qualität annehmen, so wird die Aussicht auf Sieg wesentlich davon bedingt, daß man die Massen zu rechter Zeit und am rechten Orte verwenden kann. Die ersten Schläge entscheiden

heutzutage sehr viel, und mehr oder minder rasche Mobilmachung, größere oder geringere Schnelligkeit beim strategischen Aufmarsche sind daher Faktoren, die außerordentlich viel wert sind. In dieser Beziehung sind wir aber unstrittig im Vorteile: bei uns arbeitet ein bewährter Mechanismus, während der des französischen Heeres erst die Probe zu bestehen hat; bei uns giebt es feste Kadres und feste Normen, welche bei der Verstärkung um den Kern ausgebildeter Leute, die mit den Verhältnissen der betreffenden Gruppe vertrauten Reservemannschaften gruppieren. In Frankreich wird der Unterschied zwischen Aushebung und Kriegsergänzung starke Störungen zur Folge haben; die Artillerie leidet, wie gezeigt, in einem Achtel ihrer Batterien an Mannschaften, die dem Train entnommen werden, und bei einem Neuntel an Trainkapitäns; statt fester Normen sehen wir unaufhörlichen Wechsel, soviel Kriegsminister, soviel neue Systeme, soviel verschiedene Auffassungen der oft unklaren Geheße; das Ergebnis ist Uneingelebtheit und Unsicherheit. Das französische Eisenbahnnetz ist in den letzten Jahren sowohl hinsichtlich der Leistungsfähigkeit für die Konzentration an der Ostgrenze als in Betreff der Versorgung der dortigen Verteidigungsanlagen ganz bedeutend, aber immer noch nicht genügend vervollständigt worden. Die größte Zahl an durchgehenden Linien ist noch auf unsrer Seite, und wie die Mobilmachung wird sich auch unser strategischer Aufmarsch schneller vollziehen. Bei der heutigen Beschaffenheit des französischen Eisenbahnnetzes ist es, wie neulich ein französischer Geniekapitän im Journal des Sciences nachwies, unmöglich, den Deutschen an der Grenze zuvorzukommen, und zweitens würden die Franzosen angesichts des sehr frühzeitig vollzogenen Aufmarsches und der Grenzüberschreitung von deutscher Seite genötigt sein, nicht nur den östlich von der Mosel gelegenen Landstrich, sondern auch einen Terrainstreifen von sechzig Kilometern Breite im Westen dieses Flusses ohne Kampf dem Gegner zu überlassen, der damit von vornherein das moralische Übergewicht erlangte, da die Kavallerietöten seiner Korps schon am achten Tage die Beschießung von Toul beginnen, am neunten die Infanterie der Avantgarde ihnen gefolgt sein, und nun eine deutsche Streitmacht von 26 Bataillonen, 40 Schwadronen und 16 Batterien in die breite Bresche zwischen Pont St. Vincent und Epinal einrücken und die Kavallerie des fünfzehnten Armeekorps den ganzen Strich zwischen Mosel und Maas im Süden von Toul durchstreifen könnte. Die Möglichkeit des Erscheinens deutscher Kavalleriespitzen vor den Festungen und Forts schon am achten Tage zwänge, wie der betreffende Aufsatz meint, dazu, dieselben schon am siebenten mit der nötigen Besatzung zu versehen. Bei Epinal und den Sperrforts der obern Mosel sei dies nicht schwer, wohl aber bei den wichtigen Plätzen Toul und Verdun sowie bei den Maasforts. Um deren Besatzungen auf die erforderliche Stärke zu bringen, bedürfte man 50 000 Mann, und diese müßte man den Seinedistrikten entnehmen. Da nun die Mobilmachung vor dem sechsten Tage nicht vollendet sein könnte, so wäre man gezwungen, zur Besatzung der

genannten Werke die zuerst eintreffenden aktiven Truppenteile zu verwenden, statt sie den Aufmarsch decken zu lassen, und das sei eine strategische Ungeheuerlichkeit.

„Aber unsre Festungen und Forts werden ihnen die Straßen sperren,“ sagt man französischerseits, „und ihnen den Einbruch verwehren.“ In der That schauen auf alle Straßen und Eisenbahnen im Osten Frankreichs von Geschützbänken Feuerschünde herab. Dreifache, ungefähr parallele Festungslinien ziehen sich an den Eisenbahnen hin, jede bedeutende Straße, die aus den Reichslanden nach Frankreich führt, ist unweit der Grenze durch Befestigungsanlagen gesperrt, die mit allen Widerstandsmitteln, welche die moderne Technik bietet, ausgestattet und schon im Frieden armirt sind. Abgesehen von der erwähnten großen Bresche zwischen Spinal und Pont St. Vincent liegen die Sperrforts höchstens zwei Meilen auseinander; schwächere Kräfte können also durchstoßen, größere Massen schon des Terrains wegen nicht. „Die Werke hindern also den Einmarsch des Gegners,“ fährt unsre Schrift fort, „haben aber auch das Resultat, daß der Verteidiger seine Kräfte zersplittert und leicht in Versuchung kommt, sich in seinen Bewegungen und Maßnahmen durch dieselben binden zu lassen. Ferner sind die Forts nicht uneinnehmbar, sie sind nicht wie die detachirten Forts einer Festung zu betrachten, da gegenseitige Unterstützung ausgeschlossen ist. Gewaltvoller Angriff oder völlige Umfassung und Beschießung aus schon im Frieden bereit zu stellenden schweren Kalibern dürften sie zu Falle bringen. Die vorgeschobenen Posten Etain, Frouard und Marainvillier würden wahrscheinlich schon vor Beginn der Offensive der Hauptkräfte genommen sein.“ Auch ein Durchstoßen durch die oben bezeichnete große Bresche hält der Verfasser für möglich. „Einer auf Straßburg und Metz basirten Offensive in dieser Richtung würden zwei große Straßenzüge und eine genügende Anzahl von Parallelwegen zu Gebote stehen, Mosel und Madon als einzige Flußhindernisse von Bedeutung entgegenzutreten. Jene denken die Franzosen allerdings leicht zu sperren, wenn man aber die Zersplitterung der Kräfte, von der wir oben sprachen, betrachtet, so dürfte die Erzwingung der Moselpassage, zumal da die Flußlinie nicht schwer zu überwinden ist, nicht zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden.

Die Zahl allein entscheidet für die Kriegsbereitschaft nicht. Andre Faktoren wirken als mächtige Hebel zum Erfolge mit. Zunächst die Führung. Das französische Heer hat keine Spitze, zu der jeder Mann desselben begeistert aufblickt. Der Präsident, von einer bloßen Majorität erhoben und nichts weniger als Soldat, kann nicht als Kriegsherr betrachtet werden. Der Kriegsminister auch nicht; bewies doch Thibaudins Erlaß die Berücksichtigung der Befürwortungen von Deputirten für Mannschaften ihres Wahlbezirkes betreffend, daß er politischen Parteien die Einmischung in Armeeangelegenheiten nicht zu verwehren wagte, und mit seinen Vorgängern stand es ähnlich. Und die Obergenerale? Wer nicht gerade zum Feldherrn geboren ist, kann sich immerhin durch lange Praxis

und Erfahrung eine gewisse Sicherheit in der Truppenführung aneignen und auch tüchtige Nachfolger heranbilden. Aber es bedarf kaum eines Beweises, daß das französische Gesetz, welches aller drei Jahre neunzehn neue kommandierende Generale schaffen will, dazu nicht Zeit läßt, und daß die „Altersgrenze“ oft vorzügliche Elemente rücksichtslos beseitigt. In einem Lande wie Frankreich, wo der Soldat die Treue gegen ein angestammtes Fürstenhaus nicht mehr kennt, wo das Volkstemperament schnell aufbrausend im Enthusiasmus bedeutendes zu leisten vermag, wo die Begeisterung aber stets nur aus augenblicklichen Eindrücken, nicht aus dauerndem, konsequentem Fühlen entspringt, wiegt die Person des Führers besonders schwer. Hingebung, vertrauensvoller, freundiger Gehorsam, die der moralischen Qualität immer neue Stärkung zuführen, kann in Frankreich nur der Führer von seinen Leuten hoffen, der den sehnüchtlig erstrebten Ruhm sich bereits auf früheren Schlachtfeldern erworben hat, und solche Generale besitzt das heutige Frankreich nicht. „Die Qualität der niedern Führung wechselt sehr. Ein Drittel der Stellen bis zum Kapitän einschließlich wird mit frühern Unteroffizieren besetzt, alten Praktikern, die vom Schlick der bessern Gesellschaft wenig haben. *Unité d'origine* lautet zwar jetzt die kriegsministerielle Parole, aber indem man die sogenannte Unteroffizierskarriere erleichtert, die Beförderung zur Leutnantscharge nach dem kostenfreien Besuche der Schulen von St. Maixent, Saumur und Versailles beschleunigt, nimmt man der kostspieligen Anstalt von St. Cyr und der polytechnischen Schule mit ihren mehrjährigen Kursen eine große Anzahl von Zöglingen, verweist diese auf den billigeren und kürzern Weg durch die Unteroffizierschargen und drückt dadurch den allgemeinen Bildungsstand herunter. Infolge der ungleichen Vorbildung wird ein doppelter Beförderungsmodus erforderlich, der das Offizierkorps spaltet; die Offiziere der besser gebildeten Art blicken mit Geringschätzung auf die andern herab.“ Dazu kommt, daß die Offiziere des französischen „Parlamentsheeres“ politischen Parteien angehören. Manche schwören noch zum Lilienbanner, andre zum Sterne der Napoleoniden, endlich hat jeder der Herren, die seit 1871 Kriegsminister in Paris waren, eine Partei hinterlassen, die nicht bloß militärisch, sondern auch politisch seine Ansichten teilt. Und die Mannschaft? Sie hat ihre lichten und dunkeln Seiten wie früher, niemand wird im Ernste behaupten wollen, daß die neue Armee bessere moralische Eigenschaften hätte als die kaiserliche. „Der militärische Geist wird den Franzosen nicht angeboren, hat sich nicht durch Generationen vererbt wie in Deutschland und vorzüglich in Preußen, und die Anstrengungen, welche die Regierung jetzt macht, um ihnen denselben von Kindesbeinen ab anzuerziehen, können nicht die Wirkung haben wie die Tradition, wie die ununterbrochne Zugehörigkeit von Großvater, Vater und Sohn derselben Bauernfamilie zu demselben Regimentsverbande.“ Endlich ist eine Hauptstärke unsrer Wehrverfassung, die Gleichwertigkeit der einzelnen Truppenteile, in Frankreich nicht zu finden. „Charaktereigenschaften und Lebensgewohn-

heiten lassen — so sagt der Verfasser gegen den Schluß seines Berichtes hin — zwischen Nord, Ost und Süd gewaltige Unterschiede in Zucht, militärischer Straffheit und Leistungsfähigkeit hervortreten. Fehlte in den ersten beiden Himmelsstrichen das bei uns nie versagende Zusammenarbeiten in den Truppenteilen, so haben wir doch militärische Ordnung und in manchen Leistungen Gutes, ja stellenweise eine gewisse Eleganz in der Ausführung konstatieren können, während im Süden die *égalité* zuweilen sogar die Mannszucht angegriffen hat und das militärische Können dort höchst mittelmäßig genannt werden muß.“

Summa und Moral: Es ist noch viel zu lernen, zu schaffen und zu besseitigen, ehe das französische Heer, mit dem Maße der „berühmten Muster“ gemessen, nach denen man es nach dem letzten Kriege umzubilden unternahm, durchaus als kriegsbereit gelten kann.



Die Fabriken und die Großstädte.



Wenn an mich als Wähler die Frage einer Neuwahl herantreten würde, so würde ich getrost die alten Vertreter wiederwählen, die Berlin aus einem Dorfe zur Großstadt gemacht haben. Berlin als Industriestadt hat nicht dem Hof oder dem Militär seine Blüte zu verdanken, sondern seinen Fabriken. So hat Zeitungsberichten zufolge ein Berliner Fortschrittsmann in einer Kommunalwählerversammlung am 4. Oktober 1883 gesprochen: Herr Ludwig Löwe, der als „alter Vertreter“ und Fabrikant besonders befähigt war, über jene Frage ein unparteiisches Urteil abzugeben, ebenso wie es ihm als Juden wohl anstand, über „praktisches Christentum“ mitzureden. Es ließen sich wohl allerlei Bemerkungen an diesen Ausdruck knüpfen, unter andern die, weshalb denn die Partei des Redners ein so klägliches Geschrei erhoben habe, als ihr die Möglichkeit einer Verlegung des Regierungssitzes von Berlin weg gezeigt wurde? Stünden Hof und Ministerien und Militär ihnen nicht mehr im Wege, so könnten ja Stadtverordnete und Fabriken viel ungestörter an der Vergrößerung Berlins arbeiten! Als friedfertige Menschen begnügen wir uns jedoch, dasjenige hervorzuheben, was uns mit Befriedigung erfüllt. Erstens: wenn einmal das Denkmal Friedrichs des Großen unter den Linden abgetragen wird (was ja bei fortschreitendem Fortschritt nicht ausbleiben kann und längst hätte geschehen sollen, schon weil an dem Postament die klassische Figur Moses Mendelssohns fehlt), und wenn dann die dankbare Nachwelt an derselben Stelle das Bild Ludwig Löwes